

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Walther L. Bernecker**  
**Geschichte Spaniens im 20.**  
**Jahrhundert**

379 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-60175-0  
379 Seiten, Broschiert  
ISBN: 978-3-406-60159-0

## ERSTER TEIL

1898 bis 1923

### *1. Spanien um 1900: Kolonialverlust, Pessimismus, Regeneration*

Das 20. Jahrhundert begann für Spanien schlecht. 1898 waren im Krieg gegen die USA mit Kuba, Puerto Rico und den Philippinen die letzten Kolonien in Übersee verlorengegangen, das Land war auf sich selbst zurückgeworfen, der Traum vom Weltimperium zu Ende. Damit sollte zugleich das ungelöste «Problem Spanien» wieder voll aufbrechen. Wohl kein zweites Ereignis wirkte sich auf die Restaurationsmonarchie und – in einem umfassenderen Sinne – auf die weitere Geschichte Spaniens im 20. Jahrhundert nachhaltiger aus als der Verlust dieser letzten Kolonien. Bis heute werden in der spanischen Historiographie jene Ereignisse als das «Desaster von 1898» bezeichnet. Es ging dabei keineswegs nur um das Ende Spaniens als Kolonialmacht; der koloniale Niedergang wurde vielmehr bereits von Zeitgenossen als Zusammenbruch des Restaurationssystems, von vielen Systemvertretern gar als eine Art *finis Hispaniae* gedeutet; die vielzitierte spanische «Dekadenz» und der «Verlust der Größe Spaniens» erhielten in der Kriegsniederlage von 1898 ihren symbolhaften Ausdruck. Schlagartig wurde Intellektuellen und Politikern deutlich, dass das Land an einem Tiefpunkt angelangt war und politisch ebenso wie geistig und moralisch grundlegende Änderungen vorgenommen werden mussten. Dabei wurde von vielen Beobachtern schnell ein Zusammenhang zwischen den historisch, kulturell und religiös bedingten Unterschieden in der Einstellung zu modernen Werten, zu Rationalität und Fortschritt auf der einen Seite und dem Zusammenbruch des «Weltreiches» auf der anderen Seite hergestellt und als Aufeinanderprallen der angelsächsisch-germanischen mit der lateinisch-romanischen «Rasse» gedeutet, wobei letztere materiell und geistig dem «nördlichen» Zivilisationskreis unterlegen sei, möglicherweise der «Fähigkeit zur Moderne» gänzlich entbehre. Die Kirche hatte übrigens sehr schnell eine alternative Interpretation für die spanische Niederlage gegen die USA parat: Sie sei im Wesentlichen als göttliche Strafe für die Ausschweifungen des spanischen Volkes und dessen gottlosen Lebenswandel zu interpretieren. Die Hauptschuld liege beim Liberalismus, der von der Kirche als Sünde verurteilt wurde.

Die Kirche hatte durchaus Anlass zur Klage und Sorge. Als zwischen 1890 und 1918 kirchliche «Missionare» durch Andalusien zogen, waren sie zutiefst erschüttert von dem, was sie sahen und erlebten. Den Süden Spaniens bezeichneten sie als einen «Atlas der Entchristlichung»; in den ländlichen Regionen der Provinz Sevilla wurden die Missionare mit Steinen vertrieben.<sup>1</sup> In den Diözesen Cuenca, Toledo und Ciudad Real lag der Gottesdienstbesuch bei fünf Prozent der erwachsenen Bevölkerung. In Katalonien ging der Prozentsatz der Kinder, die entsprechend den kirchlichen Vorschriften in der ersten Woche nach der Geburt getauft wurden, von 30 Prozent im Jahr 1900 auf 15 Prozent zwanzig Jahre später zurück.<sup>2</sup>

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war im kirchlichen Bereich ein Phänomen zu konstatieren, das hundert Jahre später viel akuter auftreten sollte: die Diskrepanz zwischen äußerem Schein und tatsächlichem Zustand. Symptomatisch für das selbstbewusste Auftreten einer innerlich längst in die Krise geratenen Kirche war etwa das katholische Pressewesen. Die katholische Presse war nämlich in der Restaurationsära ein durchaus bedeutender Faktor. 1891 war ein «Presse-Apostolat» geschaffen worden. Damals gab es bereits 248 katholische Organe, 35 davon erschienen täglich; 1910 gab es 400 (64 davon täglich) und 1913 sogar schon 750. Im Jahr 1908 wurde eine katholische Presse-Agentur (*Prensa Asociada*) eröffnet. Allerdings gingen diese Bemühungen damals schon an einem Großteil der Arbeiterschichten vorbei.

Die spanische Presse hatte zwischen 1895 und 1898 aus den Kämpfen auf Kuba eine Verteidigung der nationalen Ehre gemacht. Die patriotischen Aufrufe häuften sich. Als schließlich der Krieg im April 1898 zwischen Spanien und Kuba auf die USA ausgeweitet wurde, durchlief Spanien endgültig eine Woge der patriotischen Euphorie. Ein volkstümliches Lied besagte: «Sie haben viele Schiffe, wir aber Recht. Sie haben Waffen, wir Ehre.» Die Kriegsbegeisterung kannte keine Grenzen. Der Triumphalismus der Massenpresse ließ die Spanier in dem wahnwitzigen Irrglauben, sie könnten den Krieg gegen die USA gewinnen. Megalomanie und Demagogie griffen um sich. Die US-Amerikaner wurden in den Zeitungen mit hämischen Zoten überschüttet und verachtungsvoll als Schweine karikiert, die man nicht ernst zu nehmen brauche. Die in ihrem Stolz verletzten Spanier würden «bis auf den letzten Mann» um die «territoriale Integrität» kämpfen. Der größte Teil der Presse gefiel sich in enthusiastischen Aufrufen. Nur einige Arbeiterzeitungen machten Ausnahmen. Unter Verweis auf das ungerechte Rekrutierungssystem forderten sie: «Alle oder keiner» (*O todos o nadie*) sollten nach Kuba ziehen, oder noch direkter: «Die Reichen sollen in den Krieg ziehen» (*Que vayan los ricos*).

Spanien musste schon während des Kubakrieges wiederholt feststellen, dass das Land in Europa isoliert war. Kein einziger europäischer Staat war bereit, sich in irgendeiner Weise in diesem Kolonialkonflikt zu engagieren. Und eigentlich hätten die Politiker bemerken müssen, wie wenig Begeisterung die Aussicht, in den Kolonialkrieg geschickt zu werden, in der Masse der Bevölkerung hervorrief. Die Praxis der Wehrdienstrekrutierung spricht Bände: Formal herrschte in Spanien seit 1837 die allgemeine Wehrpflicht. Allerdings konnte man sich davon freikaufen oder einen Stellvertreter schicken; beides war teuer und nur von den Bessergestellten zu leisten. Zeitgenössische Berichte lassen erkennen, wie sich selbst ärmere Familien hoch verschuldeten, nur um ihren Sohn vom Kriegsdienst freizukaufen. Bezeichnenderweise kamen die meisten «Freigekauften» aus den entwickelteren und somit wohlhabenderen Regionen des Landes: aus Katalonien, dem Baskenland, Madrid; der Dienst an der Waffe musste schließlich vor allem von den ärmeren, aus ländlichen Gegenden stammenden Rekruten abgeleistet werden. Die hohe Auswanderungsrate aus Galicien und Asturien nach Lateinamerika im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts dürfte auch mit der Absicht zusammengehangen haben, dem Kriegsdienst ausweichen zu können. Lag der Prozentsatz derer, die den Dienst an der Waffe umgingen, 1895 (zu Beginn des zweiten Kubakrieges) noch bei 2,7 Prozent, so war er bis 1899 auf 5,6 Prozent und 1908 (als der Marokkokrieg in Nordafrika begann) schon auf 10,5 Prozent gestiegen. 1912 wurde das System umgestellt, fortan konnte der dreijährige Dienst durch Barzahlung drastisch auf einige Monate reduziert werden. 1914 machten bereits 22,1 Prozent der Wehrpflichtigen von dieser Möglichkeit Gebrauch.<sup>3</sup>

Als die Nachrichten von den spanischen Niederlagen in den Seeschlachten von Cavite (Philippinen) und Santiago (Kuba) in Spanien eintrafen, änderte sich der Tenor in der Presse schlagartig. Sie stürzte sich, geradezu entfesselt, auf die Politiker und das System der Restauration, das vielfach verteufelt und beschuldigt wurde, am «Desaster» schuld zu sein. Die meisten Intellektuellen hielten damals ihr Land für «schwach», «dekadent», «krank», «ohne Puls» (Silvela), «rückgratlos» (Ortega y Gasset), «zurückgeblieben». Unabhängig davon, ob wirtschaftliche, kulturelle, soziale oder intellektuelle Indikatoren zugrunde gelegt würden: Spanien befinde sich – so ihr Fazit – am Rande der Modernität Europas.

Neo-darwinistische Überzeugungen von der Existenz «agonischer Rassen» (Ramiro de Maeztu), zu denen die spanische gehörte, machten allenthalben die Runde. Der Regenerationist Joaquín Costa verstärkte diese Überzeugung noch, als er von der «senilen Passivität» des spanischen Volkes sprach. Die in Deutschland und Großbritannien grassierenden Vorstel-

lungen von «lebendigen» und «absterbenden» Nationen wurden nach den militärischen Niederlagen zur See von der spanischen Presse massenhaft übernommen; Fatalismus und biologistische Untergangsszenarien waren allenthalben anzutreffen.

Der letzte Kolonialkrieg des 19. Jahrhunderts kostete Spanien Unsummen und verlangte dem Land hohe Menschenopfer ab. Die reinen Kriegskosten beliefen sich auf über 1,5 Milliarden Peseten. Von den mehr als 200 000 nach Kuba entsandten Soldaten starben im Kampf circa 5000, an tropischen Krankheiten allerdings rund 59 000. Die Kriegsmarine war praktisch total zerstört. Hinzu kam der Verlust der Kolonialterritorien. Zur weit verbreiteten Frustration gesellte sich ein Gefühl der Lächerlichkeit, sich vor der ganzen Welt blamiert zu haben. Was in den vorhergehenden Jahrzehnten allerdings stetig zugenommen hatte, war das Offizierskorps. Die verschiedenen Kolonialkriege, die Karlistenkriege und die wiederholten Militärputsche und Staatsstreiche ließen im 19. Jahrhundert das Offizierskorps nämlich weit überdurchschnittlich anschwellen. Hatte es 1864 «nur» 6100 Offiziere gegeben, so waren es 1900 schon 13 000! Damals kam ein Offizier auf neun Soldaten, während dieses Verhältnis in Österreich-Ungarn 1:17, in Frankreich 1:20 und in Deutschland 1:24 betrug. Zugleich schotteten sich die Offiziere immer deutlicher von der Gesellschaft ab und entwickelten eine korporativistische Mentalität. Nicht nur das Offizierskorps wurde quantitativ aufgestockt, sondern ebenso die Zivilgarde, die *Guardia Civil*. In der Restaurationsära erfolgte nämlich zum ersten Mal in der spanischen Geschichte die systematische Zentralisierung des Staates. Gehörten der Zivilgarde kurz nach ihrer Gründung 1846 erst 7135 Mann an, so waren es zu Beginn der Restauration (1875) schon knapp 15 000 und kurz vor der Jahrhundertwende über 19 000. Die Zivilgarde brachte den Zentralstaat bis in die entferntesten Teile des Landes, sie nahm Polizeifunktionen wahr und ersetzte allmählich die fragmentierten Sicherheitskräfte und die Landpolizei des Ancien Régime.<sup>4</sup>

Sofort nach 1898 setzte ein weitverbreitetes Lamentieren ein, eine Art existentielle Niedergeschlagenheit. Die Intellektuellen analysierten den miserablen Zustand des Landes und unterbreiteten alle möglichen Verbesserungsvorschläge. Ricardo Macías Picavea veröffentlichte «Das nationale Problem» (*El problema nacional*), Damián Isern «Vom nationalen Desaster und seinen Gründen» (*Del desastre nacional y sus causas*), und schon 1890 hatte Lucas Mallada «Die Übel des Vaterlandes» (*Los males de la patria*) publiziert. Diese und viele andere Werke, die alle um die Jahrhundertwende erschienen, prangerten die Mängel des Systems im politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bereich an. Joaquín Costa, Basilio

Paraíso und Santiago Alba riefen im Jahr 1900 die «Nationale Union» (*Unión Nacional*) als Vertretung der «aktiven Klassen des Landes» ins Leben, um ein anspruchsvolles Reformprogramm durchzusetzen.

Die katastrophale Niederlage von 1898 zeitigte aber keine politisch-moralischen Folgen. Es gab keine «Bewältigung» der Kriegsverantwortlichkeiten. Dieselbe politische Klasse, die vor dem und im Krieg weitestreichende Fehlentscheidungen getroffen hatte, blieb auch nach dem Krieg an den Schalthebeln der Macht. Die Rede war von «Kollektivverantwortung», um eine Diskussion der Verantwortung einzelner Akteure zu vermeiden. Allerdings blieb nicht unbemerkt, in welch erbärmlichem Zustand die Soldaten aus Kuba zurückkehrten und wie verantwortungslos Politiker und Offiziere gehandelt hatten. Beiden Gruppen gegenüber blieb in der Masse des Volkes tiefes Misstrauen bestehen, pazifistische Strömungen griffen um sich. Ohnehin hatte das einfache Volk sich nicht mit dem Hurra-Patriotismus der Kolonialisten identifiziert. Als etwa in Madrid die Nachricht von der Niederlage der Flotte vor Cavite eintraf, hielt die Meldung die Hauptstadtbevölkerung nicht davon ab, ihren Abendvergnügungen weiter nachzugehen. Und als das gesamte Ausmaß des «Desasters» Ende 1898 bekannt war, schien die überwiegende Anzahl der Spanier davon nicht betroffen zu sein.

Ebenfalls nicht besonders betroffen war – von einzelnen Sparten abgesehen –, trotz des allgemeinen Untergang-Diskurses, die Wirtschaft. Die Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg sahen vielmehr eine lange Phase des Wachstums: Allein zwischen 1876 und 1914 stieg das Bruttoinlandsprodukt um 60 Prozent; die staatlichen Institutionen konsolidierten sich. Spanien blieb bis 1914 das bedeutendste Weinexportland Europas. Dass nach und nach die Modernität um sich griff, ließ sich an einzelnen Erscheinungen festmachen: Im Jahr 1900 etwa wurden die ersten drei Automobile in Spanien angemeldet. Am Ostersonntag jenes Jahres wurde in Madrid die elektrifizierte Straßenbahnlinie vom Cibeles-Platz zur Stierkampfarena eingeweiht. Ein neues Gesetz legte fest, dass die Hinrichtungen der zum Tode Verurteilten fortan nicht mehr öffentlich stattfinden sollten. Allmählich bildete sich eine Staatsverwaltung im Sinne von Max Weber heraus, die gegenüber einzelnen Regierungen neutral war und sich auf Leistung gründete. In den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts lassen sich außerdem verstärkt familiäre Allianzen zwischen dem Altadel und der neuen städtischen Geldelite feststellen. Diese Fusion zwischen neuem «Wirtschaftskapital» und altem «Sozialkapital» führte in vielen Fällen zur Akkumulation fabelhafter Reichtümer in Familien, die auf dieser Grundlage ihre Geschäfte im 20. Jahrhundert fortführen und ausdehnen konnten.